



• Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung. •

Nr. 32.

Wiesbaden, den 7. Mai 1916.

5. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Ihr Liebstes,“ Erzählung von G. Schröder. — „Die ebsche Fremdwertler,“ von August Thomae. — „Kriegers Ende,“ von Hans Katonel. — „Friedliche Erlebnisse während des Krieges,“ von E. Aue. — „Heitere Ecke.“

Zum Geleite.

In den meisten Fällen tut ein freundlich, zutrauliches Wort mehr Wirkung und dringt tiefer ein als ein strenges, hartes. So gebet der Regen tiefer in den Boden als der Hagel. J. G. Gottlieb.

Jhr Liebstes.

Erzählung von Gustav Schröder.

In der stillen Mendelstraße, im allerstillsten Hause wohnt Tante Angelika. Sie hat nur ein Stübchen mit einem Schlafkammerlein und eine Küche, und alles hat etwas Puppenstubenhafes. Luise Model, ein vor der Zeit altgewordenes Mädchen kommt alle Tage, die größeren Arbeiten zu tun und die Einkäufe zu besorgen, im übrigen ist Tante Angelika allein. Das war nicht immer so. Es gab eine Zeit, in der des öfteren flinke Kinderfüße die Treppe herauf eilten und, wenn Tante Angelika nicht ganz rasch war, in das blitsaubere Stübchen hereinpolterten, ohne draußen die Kokosmatte benützt zu haben. Nun, die Tante sagte ja zwar auch dann nichts, aber sie hatte einen traurigen Zug um den Mund, der wahrhaftig auch dem Kleinen Sünder weh tat. Es geschah auch, daß Tante Angelika einen Lappen nahm, sich bückte und das Kinderfüßchen mit zwei Strichen rasch abwischte. Dann kam es wie ein Schäm in den Kinderaugen. Das tat wiederum der Tante weh, und sie hub an zu trösten, zu scherzen, zu plaudern, bis die jungen Augen wieder blank waren.

Die Zeiten sind vorüber, ach ja. Schwester Lisbeth, die Frau Stadtbaumeisterin, ist gestorben, hernach der Schwager, die Kinder sind ausgeslogen, aber Tante Angelika ist geblieben und ist ganz allein, allein mit ihren Erinnerungen. Weiß jetzt keines mehr in der Straße, wie es eigentlich heißt. Nur das Meldegmt könnte da allenfalls Auskunft geben. Dafür ist sie allen und voran den Kindern als Tante Angelika bekannt.

Stück um Stück des bescheidenen Hausrats hat seine Geschichte. Es sind alte, gediegene Möbel, die da stehen. Alles Mahagonie, dunkelrot und glänzend. Die Servante, die Kommode, der runde Tisch mit den geschnitzten Füßen, die geschweiften Stühle. Auf der Kommode steht unter einer Glasglocke das Schmuckstück, die Standuhr. Sie ist wie ein Tempelchen. Vier Mablasterfüßen mit verzierten Füßen und Kapitälchen hüten eine Halle, deren Rückwand eingefasste Spiegelscheiben bilden. Davor schwingt der Perpendikel mit der glänzenden Scheibe raslos hin und

her. Das runde Zifferblatt ist umgeben von Arabesken, über denen sich zwei Genien die Händchen reichen. Und wenn es zwölf schlägt, tritt ein wunderliches Figürchen zur Seite aus dem Uhrgehäuse heraus. Das soll der Tod sein, aber er hat in seiner Bantheit soviel Freudiges, daß man nicht vor ihm erschrickt. Er wackelt bei jedem Schläge leise hin und her, und wenn seine Zeit abgelaufen ist, kehrt er wieder in seine Kammer zurück und klappt das Türchen zu. Er meint es mit seiner Mahnung nicht gar ernst.

An den Wänden hängen runde Bildchen, schwarze Silhouetten und fein gemalte Miniaturen. Das sind die Leute, denen Tante Angelika vor langen, langen Jahren begegnet ist. Viele von ihnen haben der Welt Dinge zu sagen gehabt, deren man sich wohl annehmen durfte, und ihr Leben hält noch nach, obschon sie selbst lange Staub geworden sind.

Ein Bild kehrt immer wieder. Es ist ein ernstes Männerantlitz. Wallende Haare rieseln auf die Schultern herab, die Augen liegen tief unter einer breiten Stirn, der Mund ist nicht eben klein. Friedrich Rückert! Und da ist das schlichte Gutshaus Neuseß mit seinen zwei Giebel Fenstern, über denen auf dem Oberboden noch ein drittes in das Coburger Land hinaus schaut.

In dem Hause ist Tante Angelika vielhundertmal die Treppe hinauf und hinab gesprungen. Sie ist lange Jahre bei dem alten Professor gewesen, hat ihm zugehört, ihm oft über die gehüteten Ecken gestrichen und hat ihm viele, viele Gedichtlein aus den Taschen des Hausrockes gestiebigt. Denn geschrieben hat der alte Herr alle Tage etwas, und wenn es nur vier Zeilen waren, einer von den ungezählten Sprüchen oder ein Liedlein. Aber er hat sie nicht gar hoch geschätzt, und wenn man da nicht dahinter war, konnte man solch ein Papierchen eines Tages zerknüllt vom Boden auflesen oder fand gar nur Schnitzelchen davon.

Und dann schlief der alte Herr ein für immer. Angelika erbt allerlei, aber es ist ihr nichts so wert, als des

alten Professors Trümpfstaffe. Die steht vorn an in der Servante.

Es ist eine flache, ziemlich starke Schale mit hoher, großer Untertasse. Auf der Tasse steht in Goldschrift: Zur Erinnerung. Darüber und darunter sind zwischen grünen Blättern hellrote Rosen, weiße Margariten und feine, rote und blaue Vergißmelnichs. Dazwischen überall goldene Ranken mit goldenen Blättern, wie sie einst das Bäumlein getragen haben mag, das andere Blätter haben wollte. Im Innern hat die Tasse einen breiten Goldrand. Der äußere Rand von Ober- und Untertasse ist verziert, mit Gold bemalt und mit herausgehobenen, goldenen Blättern und Arabesken geziert. Auch die Untertasse ist reich bemalt und verschwenderisch mit Gold ausgestattet.

Rückerts Kaffeetasse! Sie ist Tante Angelika nicht feil, und wenn man sie ihr mit Gold füllt.

Auch in der jetzigen, schnell lebenden Zeit ist Tante Angelika einsam. Die Geschehnisse branden kaum in die stille Straße. Angelika trägt zwar auch schwer unter dem Kriege, aber es ist mehr ein dumpfer Druck. Nur selten kommen ihr Not und Größe ganz zum Bewußtsein, und dann weint sie und gibt mit vollen Händen.

Da tritt der Krieg in ihr Stübchen.

Feste Schritte hallen auf der Treppe. Draußen pußt sich jemand sorgfältig die Schuhe ab, und dann tritt einer herein, der den rechten Arm in der Binde hat und am grauen Waffenrode die schönstezier unserer Zeit, das Eisenkreuz trägt. Seine Augen blißen, um den, schnurrbartüberschatteten Mund liegt ein fröhliches Lächeln, der Säbel mit dem silbernen Portpee klirrt leise, und es geht ein Strom von Leben in das zart lavendelduftende Stübchen.

Tante Angelika steht mitten im Zimmer, hat große, verwunderte Augen und knickt verlegen vor dem jungen Offizier, der sich doch gewiß verirrt haben muß. Der aber lacht, tritt näher heran, legt Tante Angelika den gefundenen Arm um die Schulter, küßt sie flink auf die Stirn und ruft lustig: „Ich wette, du kennst mich nicht, Tante Angelika.“

— „Tante Angelika“, — das sagen sie alle. Daraus kann man gar nichts schließen. Wer sollte zu ihr kommen aus dem Kriege? Sie ist ganz rot geworden und hat ein Gefühl, als streichele der Schnurrbart noch über ihre Stirn, sodaß sie wahrhaft daran ist, darüber zu wischen.

Der Leutnant aber lacht nur lustiger. „Na, Tante, es ist lange her, daß du mir die Füße mit dem Lappen abgewischt hast, aber ganz aus dem Sinne wird dir dein Großneffe, der Fritz Rainer, doch wohl nicht entschwunden sein.“

„Fritz“, sagte Tante Angelika leise, „ach Gott, Fritz, Du besuchst mich?“

„Na freilich, Tante und jetzt sag' wenigstens willkommen.“

„Willkommen, lieber, lieber Fritz!“ Dabei hat sie silberne Tröpflein in den Augen, und auch der junge Offizier ist ernst geworden.

Nun aber ist Angelika geschäftig. Sie wuselt hin und her und macht vor lauter Eifer alles zweimal, legt die Offiziersmütze auf die Kommode, hernach auf den Tisch, dann auf einen Stuhl. Bis Fritz Rainer ruft: „Nee, Tante, Ruhe. Komm, setz dich da in die Sophaede, wir wollen ein wenig plaudern, hernach gehe ich wieder.“

„Aber, ich muß doch erst Kaffee kochen, Fritz!“

„Nein, Tante, das mußt du nicht.“

„Aber Fritz . . . Kaffee!“

„Ist ganz was Schönes, aber ich bin hergekommen, um zu plaudern. Bitte, Tante, ich muß wieder gehen, wenn ich dich so aus aller Ordnung hinauswerfe.“

„Aber gar nicht, Fritz. Ich freue mich ja so unendlich. Mich besucht ja niemand mehr, niemand. Für alle bin ich gestorben.“

„Gott, Tante, sieh' mal, das is nu so . . .“

„Ja doch, Fritz, ich mache auch niemanden einen Vorwurf. Ich werde überständig, aber das erlebte ich doch noch gerne, daß die Friedensglocken läuten. Wie wird unser Land hernach sein?“

„Groß, Tante, es geht durch eine schwere Zeit, aber es wird groß daraus hervorgehen.“

„Du bist verwundet, Fritz?“

„Ja, ein Granatsplitter, aber es heilt gut. Ich denke in sechs bis acht Wochen kann ich wieder hinaus.“

„Du freust dich darauf?“

„Aber natürlich, Tante. Gott, Freude ist vielleicht nicht ganz richtig, aber man geht gern, ehrlich: gern. Weißt du, das ist jetzt wirklich mehr als die erste, rauschende Begeisterung.“

„Das Eiserne Kreuz hast du auch?“

„Ja, von Grodel her.“

„Wie war das, Fritz?“

„Was soll man da viel erzählen, Tante?“

Aber er muß doch allerlei erzählen, und Tante Angelika hat die Hände gefaltet, sitzt da wie in der Kirche und kann vor lauter Herzklopfen kaum Atem holen.

Ja, bei Grodel! Sieben russische Schützengräben hintereinander. Sieben! Die Artillerie belegt den ersten Graben, dann den zweiten und so immer weiter. Das Gelände ist wellig. Es geht hügelin und hügelan. Dann teilen sie in den deutschen Gräben die Sturmkolonnen ein. Drei Wellen wird die Kompagnie haben, Fritz Rainer gehört zur ersten. Das Krachen der Geschütze ist nie so unheimlich gewesen. Da gab es wirklich noch Pulverwolken wie in früheren Kriegen. Und zwischen die wehenden Wolken, die von grellen Blitzen zerrissen wurden, sprangen die Stürmer hinein. Etwa sechzig Mann die erste Welle. Da raste aus dem russischen Graben ein wildes Feuer auf. Die Stürmenden rannten und überschlugen sich. Die zweite Welle schob sich ein, die dritte. Der erste Graben war genommen. Die nächsten fünf machten wenig Arbeit, aber der letzte wieder. So wurden die Russen hinaus geworfen. Als es Abend war, da suchten sich die Kameraden. Von der ersten Welle fanden sich noch drei zusammen. Die reichten sich die Hände und waren still. Alle anderen lagen tot oder wund auf dem Schlachtfelde. Ja, die deutschen Siege sind teuer erkauft, aber sie sind groß und herrlich.

Tante Angelika sitzt noch immer still neben dem jungen Krieger, aber sie streichelt verstohlen und leise seinen kranken Arm. Es ist ein zages, scheues Lieb'osen, und die Tränen rinnen ihr über die Wangen.

„Fritz“, beginnt sie dann zaghaft, „ich möchte dir etwas Liebes tun. Wirfst du mich auslachen? Sieh', Schätze habe ich ja nicht.“

„Aber Tante, ich bitte dich . . .“

„Du lachst mich nicht aus?“

„Tante, du bringst mich wirklich in Verlegenheit.“

„Nein, Fritz, es ist ja auch nichts für einen Krieger, aber ich habe nichts, das mir lieber wäre.“

Da ist sie auch schon an der Servante, nimmt mit spizen Fingern vorsichtig die Rückerttasse heraus und stellt sie auf den Tisch.

Fritz Rainer ist erschrocken, „Tante, um Gotteswillen, das ist doch die Rückerttasse! Vor der haben wir schon als Kinder in Andacht gestanden. Tante!“

„Ich habe nichts Besseres. Sie gehörte einem großen Manne.“

„Tante, du beschämst mich, wie komme ich dazu?“

„Es ist nur ein Kleines für einen Helden, aber, nimm's Fritz. Es tate mir weh, wenn du mein Geschenk ausschlägst.“

Fritz Rainer hat sich erhoben. Seine Augen sind ernst und feucht. „Tante, dein Bestes mir! Ich will's — draußen verdienen.“

Da umschlingt ihn Tante Angelika, reckt sich und küßt ihn auf den Mund.

„Freut's dich, Fritz?“

„Ja, wie mein Eisern Kreuz.“

Als der junge Offizier zur Bahn geht, schreitet Tante Angelika stolz neben ihm. Fritz Rainer aber trägt in zarter Sorgfalt das Kästchen mit der Reliquie. Er hütet es auf der Fahrt und daheim. Es ist sein Schatz geworden. Die Tasse bedeutet ihm ein liebes, gutes, altes Herz.

Tante Angelika aber steht daheim vor der Servante, in der ihr Liebstes fehlt.

Sie lächelt. Wer ihr gesagt hätte, daß sie sich einmal und so gerne von der Tasse trennen würde!

Die ebsche Fremdverter.

Von August Thoma.

Der Dannes frog e Watt ins Feld geschien,
Vorne stand: „Heimatruh“ for die Soldat,
Un unerschrockne wor'ich: „Bezirksynode
des Konistorialbezirks Wiesbade“.

Der Dannes hot gor lang draa buchslawiert
Un hot's doch hinne nit erauskbroocht,
Wer dann die pure Abfender nor wär'n,
Wo ihm des Heimatblättche zuebroocht.

Er frecht sein Newemann, de Schorsch,
Ob der net wüht, was des bedeiht kennt
Un was des nor for e Gesellschaft wär',
Die sich „do drin „Bezirksynode“ nennt!

De Schorsch der liest un iwertleht sich lang,
Was die „Bezirksynode“ nor kennt sein!
Uff amol sahr 'e: „Du, ich alaah, ich hun's;
Des is wohlrscheinlich a Gesangvereiun!“

So hun die zwa sich redlich abegauht
Un kome doch net uff die richtig Et' —
Des wor net nehtig; Schreib doch richtig deitsch
Un lobt die ebsche Fremdverter eweg!

Ihr lieve Zeit, wie aafach is bes doch!
Schreib for des Wort „Synode“ „Kirchentag“
Un seht dann noch „Bezirks“ un „Kreis“ devor,
So is es Moor wie Alessbrieb' ohne Fraa'.

For „Konistorium“ seht mer „Kirchenamt.“
Will leichter aach begreife's unfer Sinn,
Se kriebe driver net meh su vill Schleh,
Es aieht en ehnder in die Newe emin.



Fliegers Ende.

Erzählung von Hans Natonek.

Die Zeitungen sagten, er habe das Gesicht eines Pariser Durchschnittsbürgers; andere wieder fanden verhaltene Energie in seinen Zügen. Aber selbst, wenn die Zeitung von einem schreibt, er habe ein Durchschnittsgesicht, so ist sein Träger geehrt; denn sie hat dieses Durchschnittsgesicht zu bemerken, zu würdigen und zu beschreiben für wert gefunden.

Zeitungen machen Ruhm und zerstören ihn. Reporter gebieten über Schicksale. Ein sehr geschickter amerikanischer Journalist hat Francois Pegouts Ruhm gemacht. Frankreich jubelte seinem Flieger zu, England, das kühle, geriet in Ekstase, Amerika huldigte ihm und als er nach Deutschland kam, da fuhr sein Auto durch eine Gasse tücherschwender Menschen. Man warf Blumen, man verschwendete seine schönsten Gefühle. Die Stadt entleerte sich in Massenjügen nach dem Flugplatz. Der Sturzflieger Pegout ward eine Größe der Welt; über Nacht, durch einen tollkühnen Trick, durch die Meinungslawinen der Zeitungen. Was waren Maler und Dichter, die zur gleichen Stunde unsterbliche Werke schufen? Schatten. Der tausendste Teil von Pegouts Ruhm hätte genügt, um jeden von ihnen in einen Rausch der Glückseligkeit zu versetzen.

Nicht den geringsten Abglanz all des Jubels und der Begeisterung, die Pegout empfing, verklärte sein sehr gewöhnliches Gesicht. Er sah Europa zu seinen Füßen, wenn man so sagen darf, oder vielmehr senkrecht unter seinem Scheitel, kassierte Millionen ein, ließ sich von seinem Impresario durch die Welt führen und blieb nüchtern, kühl, mittelmäßig, wie zuvor, als er noch der Chauffeur Francois Pegout war.

Wenn er, etwa tausend Meter über der Erde, auf seinen Sitz geschnallt, die Maschine wuchtend über sich, in die Tiefe pfeilte, war nichts in ihm, kein triumphierendes Gefühl, kein Erschauern vor dem Tod, keine heiß aufblühende Liebe zum Leben, das, wenn die Vorführung

vorüber war, ihm wieder gehörte, bis zur nächsten Durchführung. Wie unferneiner eine mechanische Tätigkeit verrichtet, so sprang Pegout in einem Salto mortale in den Abgrund des Todes, schwang sich in der letzten hundertstel Sekunde wieder empor, zu Licht und Leben. Dieses Tägliche-zwischen-Leben-und-Tod machte ihn nicht im geringsten nachdenklich. Die unten waren viel bewegter und aufgeregter als er. Und die Reporter, die ihn ausfragten, kamen gar nicht auf ihre Rechnung; es war aus dem Manne aber auch gar nichts herauszuholen. Er war von einer märchenhaften Dürftigkeit, von einem solchen Grad der Nüchternheit, wo sie fast anfängt, wieder romantisch zu werden . . .

Aber dieses neckische Spiel mit dem Tode konnte unsere Nerven nur solange reizen, als uns die zweckfüllte Wirklichkeit des Todesringens etwas Fremdes und Unbekanntes war. Wer würde es jetzt noch wagen, uns vorzuspielen, was Todesverachtung ist, jetzt, da Hunderttausende unter dem Wasser und unter der Erde mit Bewußtsein ihr Leben einsehen und es verlieren!

Auch Pegout mußte seinen spielerischen, virtuosen Todesmut in den Dienst des Zwedes einstellen. Seine Maschine flog nicht mehr in eleganten Schleifen (die so entzückend waren) über eine begeisterte Menge. Feindselige Rauchwölkchen platzten aus dem menschenleeren Gelände zu ihm empor und feindselige Flieger lauerten in der Luft, umkreisten ihn und suchten eine Gelegenheit, ihn zu fassen. Jeder wollte dem andern möglichst von oben beikommen und so schraubten sich ihre Flugzeuge in wildem Refordelaiser immer höher und höher; aber der Preis war nicht ein Pokal oder eine Sportmedaille, sondern die Vernichtung des Gegners.

Pegout flog stets allein. Er kannte seine Maschine, er durfte es sich leisten, die Steuerung aus den Händen zu lassen, um das Maschinengewehr zu bedienen, oder eine photographische Aufnahme zu machen. Eines Tages heftete sich eine Maschine, deren untere Tragflächen mit großen schwarzen Kreuzen gezeichnet waren, an seine Fersen. Stundenlang umkreisten sie sich, ihre Maschinengewehre knattern, manchmal pfeilen ihre Flugzeuge scharf aneinander vorbei; wie verbissen sind sie in das Duell und keiner ist gewillt, vom Kampffeld zu weichen, bevor der andere nicht zur Strecke gebracht ist. Atemlos verfolgt man unten den Kampf. — Warum schießt der Franzose nicht mehr? Man weiß es sich in den Gräben nicht zu erklären. Das Flugzeug hält sich jetzt in respektvoller Entfernung von seinem Angreifer. Plötzlich windet sich der Franzose hoch und immer höher empor und sieht jetzt fast senkrecht über dem Schwarzgekrenzten. Da, was ist das — in den französischen Linien erbebt man — die Maschine überschlägt sich, faßt scharf an dem Deutschen vorbei in die Tiefe — der Franzose ist getroffen, verloren — eine zehntel Sekunde des Frohlockens hüben, der Bestürzung drüben — da, mit einem Male, das Auge kann dem Wechsel kaum folgen, viel weniger das Wort — bricht der Sturz ab, schwingt sich um, steigt auf und schnell empor, wie ein abgeschossener Pfeil gradaus auf den Schwarzgekrenzten, der diese Wendung nicht vorausah . . . In den deutschen Linien stockt der Atem. Das kann nur Pegout sein, flüstert ein Offizier. Der verzweifelte Rammstoß des Fliegers geht scharf an dem Schwarzgekrenzten vorüber, der im letzten Augenblick die verblüffte Maschine seitwärts reißt. Da, wieder überschlägt sich der Franzose und faßt in die Tiefe: „Looping the loop“, sagt ruhig lächelnd unten der Offizier und ist jetzt gar nicht mehr überrascht. Aber — man vergißt sich, Köpfe tauchen über die Gräbenbanketts empor, drüben schreit eine Stimme: „hélas!“ — aber da splittert schon der Apparat auf der Erde; ganz nahe der deutschen Grabenlinie. Der Offizier und drei Mann schleichen sich vorsichtig an die Maschine. Es ist Pegout; er ist von einer Maschinengewehrflugel durchbohrt; zerschmettert. Die Munition war bis zur letzten Patrone verschossen . . . „Diesmal war es doch kein Looping the loop . . .“ Und der Offizier gibt Befehl, die Leiche des tapferen Fliegers seinen Landsleuten freizugeben.

Friedliche Erlebnisse während des Krieges.

Von H. U. E. Aue, Frankfurt a. M.

Ich hatte im verfloffenen Sommer bei Arbeiten an Batterie-Deckungen zu leiten. Diese Deckungen sind zu Kriegsbeginn geschaffen worden, brauchten aber bisher dank dem allmächtigen Verlaufe des Krieges nicht zur Verwendung zu kommen. So lagen sie seit etwa Jahresfrist unberührt und friedlich da. Das Wetter war fast so launenhaft, wie im April, doch die zahlreichen Obstbäume, inmitten deren sich die Deckungen befinden, boten Schutz gegen Regen, und Schatten; wenn die Sonne zu arg brannte. Und dann sind ja auch die Unterstände da, in die man sich zurückziehen kann. Ja, diese Unterstände! Der Herrschende macht sich keinen Begriff davon, was in ihnen nicht alles Schutz sucht, was alles in ihnen haust, lebt und webt! Zahlreiche Vogelnester, teils mit Eiern, teils mit Jungen, waren etwas Häufiges. Das die Innenwände betleidende Tannenreißer ladet ja geradezu zum Nesterbau ein. Bierlich und behende huschten Feld- und Spitzmäuse umher, während aus so manchem alten Maulloch eine wohlgenährte Kröte ernst und beschaulich mit ihren wahrhaft schönen Augen — man sehe sich einmal die Augen einer Kröte an! — hervorklug. Und nun einige Erlebnisse aus diesen Sommertagen.

Ich habe zur Pause geiffen und sitze in einem solchen Unterstande. Mein Frühstück habe ich beendet und lese gerade in meiner Zeitung. Da bemerke ich, keineswegs freudig, daß der Unterstand außer mir auch noch zahlreichen Mäusen oder Schnaken zum Aufenthalt dient, die mich mit bekannter Aufdringlichkeit umschwärmen. Trobden hält mich der Zeitungsartikel gefesselt, ich lese weiter, ohne mich zu rühren. Gestochen wurde ich ja noch nicht. Pöblich — ich schreie bestig zusammen — fällt ein etwa faustgroßer, dunkler Körper auf meine Zeitung, die den Anprall nicht standzuhalten vermag, umknickt und den Gegenstand zu meinen Füßen gleiten läßt: Ein großer, brauner Frosch sieht mich genau so verdutzt an, wie ich ihn. Er hatte den mich umschwärmenden Quälgeistern nachgestellt, war mir so näher und näher gekommen und endlich mit süßem Sas auf meine Zeitung gesprungen. Natürlich ließ ich den braunen Kerl, dessen Eifer mich so erschreckte, ruhig seines Weges blüpfen, denn keine mir ohnehin bekannte Nützlichkeit hatte ich ja nun sozusagen am eigenen Leibe, oder „schwarz auf weiß“ erfahren.

Leider ahnen wenige nur, welch' großen Reiz die Beobachtung derartiger Tiere gewährt. Manchem, der sich dazu die Zeit nähme, würden sich zahlreiche, bei oberflächlicher Betrachtung abstoßende Tiere in interessante, wenn nicht gar liebenswürdige Wesen verwandeln. Und meist ist zu solchen Beobachtungen ja nichts nötig, als sich etwas abseits vom Getriebe der Menschen ruhig zu verhalten und Augen und Ohren zu gebrauchen. Dann haben die meisten Tiere gar keine Scheu und gewähren so manchen interessanten Einblick in ihr Tun und Treiben.

Ein anderes Bild. Ich sitze in einem anderen Unterstand. Pöblich raschelt es mir gegenüber im Laub. „Aha!“ denke ich, „eine Maus!“ Da tut sich plötzlich, eine Hand breit über der Sohle des Raumes, der Erdboden vor mir auf, und — ein Maulwurf entseht dem finsternen Gange, eilt gerade auf mich zu, und nachdem er schnell eine ihm in den Weg kommende Nachtschnecke schnalzend vertilgt hat, gräbt er sich zwischen meinen beiden Füßen hurtig wieder ein. Selbstredend ließ ich auch ihn unbehelligt.

Weniger allimpflich kamen zwei Hornissenschwärme davon, die hinter der äußeren Tannenreißerbekleidung ihre Wohnung aufgeschlagen hatten und für meine in nächster Nähe beschäftigten Leute eine ständige Gefahr bildeten. War doch gleich anfangs einer von ihnen am Ohr gestochen worden, allmächtigerweise ohne nachteilige Folgen, wohl weil der Stachel nicht in der Wunde haften geblieben war. Er hatte, entgegen meiner Warnung, nach einer Hornisse geschlagen und sie so gereizt.

Da ließ ich denn an dieser Stelle das Reissig anzünden und noch feuchtes Laub auflegen, sodas sich bald ein unerträgliches Quaal entwickelte, der Tier und Mensch vertrieb — nur nicht die Hornissen, wenigstens zunächst nicht; denn noch lange suchten sie in ihre Nester einzudringen. Ja, mehrere durchflogen den Quaal und erreichten ihr Ziel, ein Erfolgs, den sie natürlich mit dem Tode blühten.

Aber auch mit friedlicheren Stachelträgern machte ich hier Bekanntschaft. Sitze ich da einmal am Eingange eines ganz besonders geschützten Unterstandes, sodas ich die schmale Pforte fast ausfülle. Nur über meiner rechten Schulter befindet sich noch eine größere Oeffnung. Wieder lese ich meine Zeitung,

wobei mir alle Augenblicke große Brummfliegen um den Kopf saufen. — „Diese verd... Pferdebißfliegen!“ denke ich — und schlage des öfteren mit der Zeitung darnach, ohne indessen zu treffen. Endlich wird es mir zu bunt; ich sehe mir die lästigen Insekten näher an und erkenne sie als — Hummeln. Nicht die ganz großen sind es, sondern eine kleinere Art, die mich umschwärmten, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich ihnen den Weg zu ihrem Heim verwerre. Fest lasse ich sie gewähren, weiß ich doch, eine Hummel sticht nicht so leicht, und richtig, nach einigen Minuten Ruhe von meiner Seite liegt eine nach der anderen über meine rechte Schulter in den Unterstand und sucht das Nest auf.

Gerade diesen Unterstand bevorzugte ich, weil er, von dem Arbeitsplatz meiner Leute etwas abseits gelegen, noch einen so unberührten Eindruck machte. Die friedlichen Hummeln — mit den Hummeln stehe ich auf freundschaftlichem Fuße —, sowie zwei mächtige Bärenraupen, die einmal in scharfem Trabe an mir vorbeisiefen, verleideten mir den Aufenthalt darin keineswegs, da ich als Natur- und Tierfreund nicht vor jedem zweitem Tier Angst, Ekel oder Abscheu empfinde, wie leider noch so viele der Natur völlig fremd Gegenüberstehende. Der Eingang zu diesem Unterstand ist schmal und nicht hoch, war zudem damals noch durch das feingefiederte Kraut einer Spiraepflanze wie durch einen Vorhang verhüllt, sodas ich, von außen völlig unsichtbar, alles, was drinnen vorging, übersehen konnte. Daß ich mich einmal beinahe auf einen Fgel gesetzt hätte, der, durch mein plöbliches Eintreten erschreckt, sich gerade auf meinem gewöhnlichen Sitzplatz zusammengesetzt hatte, rechne ich allerdings nicht gerade zu den angenehmen Ueberrassungen, und daran hatte das Dämmerlicht, das innen herrschte, die Schuld. Allein, ich tröstete mich schnell damit, daß es mir schien, als habe der Fgel von uns beiden den größeren Schreck bekommen. Nur diesem launigen, dämmerigen Pläschen verdanke ich es, daß ich einmal längere Zeit einer Pirolfamilie, bestehend aus zwei Alten und zwei Jungen, zuschauen und vor allem in nächster Nähe den Privatstunden der Jungen im Gesang lauschen konnte. Die sonst so scheuen Vögel ahnten meine Anwesenheit ebensowenig wie die Elster, die eines Tages in ihrer ganzen Langeschwänztheit vor dem Eingang erschienen und neugierig hineinschaute. Sie wollte sich gewiß nach der Anwesenheit von Fröschen oder ähnlichen Lederbissen erkundigen, sah sich aber zu ihrem namenlosen Entsetzen plöblich auf kaum zwei Schritte Distanz einem zu allem Ueberflus auch noch mit einem Schwerte bewaffneten Exemplar der so gefürchteten Menschen gegenüber. Ebenso scheu, wie der Pirol, enteilte die Elster so hastig, daß es mir im ersten Augenblick so vorkam, als müsse sie ihren Schwanz verloren haben. Gleich darauf sah ich sie unbeholfenen Fluges, ähnlich einem ungenügend bemannten Ruderboot, dahinschlattern.

Daß ich im Vorstehenden nicht alle Tiere erwähnt, die ich in, auf und an den dichtbewachsenen Deckungen bemerken und beobachten konnte, ist selbstverständlich. Da gab es noch Rebhühner, Wildtauben, Fasanen und Bussarde, Krähen, Lerchen, Ammern, Bachstelzen und Kotschwänzchen, aber auch Raupen, Käfer, Schmetterlinge, Spinnen, Fliegen, Heuschrecken, Blattwanzen und Schlupfwespen; Eidechsen, Hasen, Hamster, Kaninchen und Wiesel, kurz alles mögliche Getier. Und was mich die Freude an der Natur hier erst voll genießen ließ, das war der Umstand, daß meine Leute, die den verschiedensten Berufsständen angehörten, die Tiere, die ihnen unter die Hände kamen, nicht mitwillig töteten oder gar quälten. Man sieht, wir deutschen Soldaten haben sogar Achtung vor der Existenzberechtigung der Tiere, wir — „Barbaren“!

Heitere Ecke.

Ein Maurer war aus Amerika heimgekehrt und erzählte von New York. — „Haben sie wirklich solch' hohe Häuser in Amerika, wie man sagt?“ fragte man ihn. — „O ja,“ antwortete er. „Bei dem letzten Bau, auf dem ich gearbeitet habe, mußten wir uns auf den Bauch legen, um den Mond darüber weg sehen zu lassen.“

Drei junge Tageliebe machten einen Morgenspaziergang und begegneten einem alten Manne mit einem langen weißen Bart. In der Meinung, sie könnten sich auf Kosten des Alten einen Scherz erlauben, verneigte sich der eine sehr tief vor ihm und sprach: „Guten Morgen, Vater Abraham.“ — Auch der zweite machte eine tiefe Verbeugung und sagte: Guten Morgen, Vater Isaak.“ — Dann machte der dritte keine Verbeugung und sprach: „Guten Morgen, Vater Jakob.“ — Der alte Mann blickte sie einen Augenblick an und sagte dann: „Ihr jungen Leute, ich bin weder Abraham, noch Isaak oder Jakob. Ich bin Saul, der Sohn des Kis, und bin auf der Ausschau nach meines Vaters Efel, und siehe, ich habe sie gefunden.“